

Kathrin Röggla

anlässlich der Verleihung des Heinrich-Böll-Preises 2023

am 1. Dezember 2023

Es gilt das gesprochene Wort.

Wir haben nichts verhindern können. Wir sind hineingetaumelt in diesen Wahnsinn, sehenden Auges und doch blind. Das sind nicht meine Zeilen, das sind die Zeilen der schlechten Autorin, die ich gerade zu werden drohe, denn die Zeiten sind danach, einen aus Autorschaft und Kritikfähigkeit zu drängen. Zwischen Kriegseinstimmung und divergierender Berichterstattung, begleitet von Nachrichten über Davidsterne an Häusermauern, Angriffe auf Synagogen, läuft mein Leben weiter. Der gezielte und gut vorbereitete Terror der Hamas in Israel beschäftigt uns eine Woche, danach kommt die Berichterstattung über Bodenoffensiven und Häuserkampf, weitere Bombardements, keine Zeit mehr für nationale und vor allem menschliche Traumata. Der Alltag läuft weiter. Um den Umgang mit der katastrophalen humanitären Lage im Gazastreifen wird gestritten, die Gräueltaten des 7.10. bleiben zurück. Tote werden mit Toten aufgewogen und es wird gleichzeitig gesagt, dass man Tote nicht mit Toten aufwiegen kann, und doch bleibt diese Wiegebewegung im Raum stehen, verdammt laut ist sie geworden. Und hierzulande gibt es schon längst Wahlergebnisse. Bayern gibt eine Richtung vor, in die es gehen

könnte: 2/3 gehen weit nach rechts. Und der Alltag läuft weiter. Muss er ja auch. Ich beginne diese Rede und weiß nicht, unter welchen Umständen ich sie beenden kann, während in meinen Seminaren an der Hochschule junge Ukrainer*innen sitzen, die, selten genug, von dem Kriegsalltag erzählen, jüdische Menschen, muslimische, Studierende aus arabischen Ländern. Was habe ich ihnen zu sagen?

Heinrich Böll ist mir durch meine hervorragende Deutschlehrerin begegnet. Magda Krön heißt sie, und ihr Name muss auch einmal genannt werden, weil Lehrer*innen seltsamerweise selten genannt werden. Vielleicht vergessen wir darauf gesellschaftlich zu oft. Heinrich Böll hatte noch nicht darauf vergessen, unter seinen erstaunlich zahlreichen Lehrerfiguren gibt es jene unbedingten, die ihren Beruf schätzen und zu verteidigen wissen, selbst gegenüber sogenannten Karrierechancen. Hätten wir das heute noch in Erinnerung, würden wir vermutlich andere, deutlichere bildungspolitische Forderungen stellen. In der Schule also las ich in der Nachbarschaft der „Letzten Tagen der Menschheit“ von Karl Kraus auch Heinrich Bölls Roman „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“. Diese Lektüre hat mich damals als 17-jährige beeindruckt und erschreckt, geht es darin nämlich um Pressefreiheit, allerdings um deren Instrumentalisierung, um Nachforschungen und Dranbleiben, allerdings aus einer falschen Motivation heraus, aus einer Position der

Vorverurteilung, nein, schlimmer, aus einer Lust am Schlechtmachen einzelner, an Hetze, und das mitten im Kölner Karneval. Pressearbeit bedeutet darin für Journalisten, die vorweggenommene These der Verkommenheit der Leute zu bestätigen, um jeden Preis, und sei es um den eines Menschenlebens. Ein Preis, der freilich von anderer Seite bezahlt werden muss. Alles ist verdreht. Der Mensch der Aufklärung, als den man den Schriftsteller bezeichnen kann, zeigt uns die übelste Sorte von Diffamierung in der Maske der Aufklärung. Es ist leider ein erschreckend aktuelles Buch. Hate Kampagnen gehören schon zum Alltag vieler Politiker, und es braucht dafür gar nicht mehr die Springerpresse, mit der sich Heinrich Böll angelegt hat. Social media umgibt uns mit Eskalationssprache, die Algorithmen spülen uns in Blasen, in denen die Erregung sich hält. Ja, wir sind umgeben von einem affektiven, hochtourigen Sprechen, und es bräuchte dringend eine Sprache der Deeskalation, doch dafür stehen die Zeiten schlecht. Parteinahme ist gefragt, es ist der Moment der unbedingten Solidaritätsadressen, der offenen Briefe und Plattformen. Aber was, wenn nach der erklärten Solidarität nichts kommt, wenn der politisch erzeugte Druck verpufft, sich nicht überträgt. Was, wenn die Geschichte sich in diesem Land weiter in eine antisemitische und aufgeheizte Stimmung bewegt, was dann? Wird dann die eigene Ohnmacht beschworen oder etwa behauptet, man hätte ja nicht „wirklich“

etwas gesagt? Zumindest nicht laut genug. Welche Lautstärke gilt es zu erreichen, und ist das überhaupt noch eine literarische Technik?

Ich habe Heinrich Böll als Nachkriegsautor kennengelernt, der einem die historische Vielschichtigkeit in dieser speziellen rheinischen Nachkriegszeit, die damals für die ganze junge Bundesrepublik erhalten musste, vor Augen führt, und begreife heute, dass er auch ein Vorkriegsautor war. Mit dieser Nachkriegszeit beschrieb er die Jugendzeit meiner Eltern, nun stehe ich in der Gegenwart meiner Kinder und kann es nicht fassen. Einer Zeit, in der sogar die Friedensbewegung von rechts besetzt wird und man ihr nicht mehr trauen kann. Die neuen Friedensbewegten sind immer schon Freunde Putins oder blicken über Terrorismus hinweg, bloß, um kein Pulverfass hochgehen zu lassen. Da haben wir sie wieder, die schlechte Autorin. Da nehme ich doch lieber die schlechte Anwältin.

Wir Schriftsteller sind (vielleicht bis auf Karl Kraus) nämlich unsere schlechtesten Anwälte. Unser Beruf besteht aus dem Gegenteil des Anwaltseins, schon mal uns selbst gegenüber, wir müssen porös sein, uns auch verlassen können, Fremdsprachen lernen und feindliche oder gegnerische Positionen verstehen, aber nicht, um sich besser gegen sie zu stellen, sondern des Zusammenhangs willen. Wir müssen uns hineinversetzen in das, was uns feindlich ist, um es von innen heraus mit ihm aufzunehmen. Aber auch, um zu verstehen, was

es mit einem selbst zu tun hat. Und da hört es mit dem
Anwaltsein bekanntlich auf.

Position zu beziehen ist keine einsprachige Sache in der
Literatur. Die Vorstellung, dass jemand sich hinstellt, ich sagt
und dem einen Gedanken folgen lässt, der eine politische
Haltung ausdrückt, ist literaturfern. Und auch wenn die
Literaturferne ein immer beliebteres Charakteristikum von
Literatur werden mag, können wir es im Sprechen über sie nicht
wirklich brauchen, viel interessanter ist es, die Verstrickung zu
betrachten, in die man im Schreiben gerät. Nun ist in den
gesellschaftlichen Diskursen Verstrickung und Ambivalenz
etwas, das fragwürdig geworden ist, sie gelten als Nebelkerzen
und Mittel gegen die politische Handlung – man hat das in der
Klimadiskussion zunächst gemerkt, dann bei der Pandemie.
Immer mehr ist dieses „einerseits, andererseits“ tendenziöser
und inszenierter erschienen –, und zwar so sehr, dass wir in der
Literatur auch eine Art Schutzgeste dagegen benötigen. So
etwas wie die Behauptung der klaren Haltung.

Das ist ein beliebter Begriff im Sprechen über Literatur, aber
leider nur oberflächlich einsetzbar. Denn was ist eine Haltung?
Etwas Militärisches? Etwas Bewegliches? Wenn man sich den
Begriff genauer ansieht, verschwimmt er vor den Augen. Besser
also, man sieht ihn sich nicht so genau an, damit man ihn noch
verwenden kann, denn er ist so furchtbar brauchbar. Muss ich
mir heute etwa gut aussuchen, was ich mir genauer ansehe

und was ich geflissentlich übersehe, weil Dinge bei näherer Betrachtung plötzlich unbrauchbar werden und ich mich an die Brauchbarkeit zu halten habe? Was wäre da noch zu nennen? Sehr viele Begriffe fallen mir nicht ein. Fast alle sind bezeichnenderweise zu Kampfbegriffen geworden: Nicht nur „Zensur“ oder „Silencing“, auch „Frieden“, „Menschlichkeit“, „Ehrlichkeit“.

Ich muss zugeben, bei vielen Dingen hätte ich gerne eine Haltung. Das würde mein Leben einfacher machen. Klar sagen zu können, wie ich zu einer Sache stehe, das ist immer ein langer Weg, und es ist nicht immer eine positive Entwicklung, die zu diesem Ergebnis führt. Es hat nicht nur etwas mit gesichertem Wissen zu tun, eine Sache, die oftmals in der Literatur in Frage gestellt wird, sondern auch mit einer gewissen Blockade und dem Spüren von realen Machtverhältnissen, mit unserer Geschichte mit ihnen, etwas, das uns merklich unbeweglicher macht. Es geht vielleicht die Form der gedanklichen Beweglichkeit verloren, die wir mit Intellektuellen verbinden.

Die Figuren von Heinrich Böll sind selten Intellektuelle, aber es ist erstaunlich, wie viel sie lesen, was sie in die Finger bekommen, sie haben eigentlich das Rüstzeug zur kritischen Auseinandersetzung und scheitern an den irrwitzigen Läufen ihrer Zeit, sie werden vom Leben verprellt. Aber sie werden selten vergessen. Es sind Menschen, über die gesprochen

wird. Man erinnert sich an sie, und diese Erinnerungsarbeit gehört irgendwie zum gesellschaftlichen Leben dazu, so viel wissen auch die Erzählinstanzen bei Heinrich Böll. Ja, ein durchschlagender Eindruck bei der Lektüre ist, dass es darin erst einmal viele Menschen gibt. Ich erhalte stets ein Wimmelbild, und zwar ein Wimmelbild einer Stadtgesellschaft. Die Menge an Figuren, die da zu Wort kommen, zitiert, beobachtet und vorgestellt werden, machen es manchmal schwierig, den Überblick zu behalten, ob sie sich in einem „Gruppenbild mit Dame“ um eine Leni scharen oder in der Mehrgenerationenerzählung „Billard um halb zehn“ um Vater, Sohn und Großvater, deren erzähltes Netzwerk uns einen Eindruck von circa 60 gar 70 Jahren verschafft. Diese Form der Erinnerungsarbeit fällt mir heute stärker auf als noch vor dreißig Jahren, als ich begann, Heinrich Böll zu lesen.

Woran das liegt? Vielleicht sind wir dank social media und Literaturbetrieb von vielen Vergessenen oder sich vergessenen Wähnenden umgeben. Heute werden Menschen von Ämtern, von social media-Freund*innen, vom Betrieb, von Universitäten vergessen, in Altersheimen und in Krankenhäusern, wo sie dann allerdings niemals „wirklich“ vergessen werden, sie werden Karteileichen und sind irgendwie aus unserer Wahrnehmung verschwunden, und natürlich finden wir sehr viel Gegenwartsliteratur, die sie wiedererscheinen lässt. Mich hat allerdings das Verschwinden der Menschen immer schon

beschäftigt. Vielleicht habe ich deswegen psychologische Figuren in meinen Texten vermieden, was mich für einige zu so etwas wie einer komplizierten Autorin macht. Das ist merkwürdig, weil ich mit Rhetorik und Komik sehr viel affektive Nähe und Direktheit erzeugen kann, aber es ist eben nur eine gewisse Form der Einfühlungsmöglichkeit, die als große Öffnung gilt: Der Zoom auf die Einzelperson. Nähe ist das Zauberwort der Stunde, genauso wie das der Niedrigschwelligkeit, es darf alles, nur bloß keine Distanz geben. Selten ist eine literarische Strategie so aus der Mode gekommen wie die, Distanz zu schaffen. Als wäre sie ohnehin ständig da, und es muss ausgleichsweise haufenweise Nähe geben – vielleicht auch, weil sie die komplexe Welt einfacher erscheinen lässt.

Heinrich Böll hält Distanz, keine unbewegliche, aber er stellt nicht die Ich-Perspektive in den Vordergrund, er sucht nicht den allwissenden Erzähler, seine Texte sind voller Unzuverlässigkeitsstrategien, voller Hinweise, dass manches nicht mehr eruiert werden kann, und vor allem voller Stimmen, die sich oft gegenseitig durchdringen. Manchmal weiß man gar nicht, wer gerade spricht, so zum Beispiel in „Billard um halb zehn“, wenn verschiedene generationelle Perspektiven aneinander vorbei- und ineinanderlaufen. Heinrich Böll hat auch Distanz zur Stadt Köln gehalten, obwohl seine Literatur natürlich wie kaum eine andere mit dieser Stadt verbunden ist,

mit diesem Kirchen- und Patrizierköln, dem Köln der kleinen Leute und der prekären Existenzen, denen nicht viel zum Leben bleibt. Und dieses Köln – das sage ich nun als Nun-nicht-mehr-Anfangskölnerin, reicht in unsere Zeit hinein. Das allerdings herauszuarbeiten ist nicht ganz so einfach.

Es stellt sich auch die Frage, welche Tiefenbohrungen in die Geschichte uns heute noch plausibel und möglich sind? Sind historische Durchblicke, wie sie Heinrich Böll unternahm, noch so einfach herzustellen? Ist es das verquaste Durcheinander von Fluchtgeschichten, Exilierungen, Migrationen aus Lebens- und Überlebensinteresse, das unsere heutigen Leben ausmacht und uns eher als räumlich orientierungssuchende als als historische Menschen ausweist. Oder lassen soziale Diskontinuitäten eine Großfamilie nur noch als Patchwork zeigen? Nein, das alleine wäre es nicht, das alles finden wir schon in Heinrich Bölls Texten. Es ist eher das „jetzt jetzt jetzt“, das unser Lebensgefühl regiert, das Regime der Gegenwart, das Aktualitätskonto, auf das alles gehen muss, als hätten wir diesbezüglich riesige Schulden.

Dieses Stakkato hält schon so lange an, dass wir nichts Anderes mehr kennen als den Aufenthalt im Augenblick, gegenwartsversessen und immun gegen das Gestern und panisch vor dem Morgen. Alles, was Bedeutung hat, passiert jetzt. Unsere Aufmerksamkeit wird stets dahingelenkt und zu allem, was dort passiert, müssen wir sofort eine Meinung

haben. Das ist unglaublich mühsam. Die gute Nachricht ist, um den Leiter der Anne-Frank-Stiftung, Meron Mendel, zu zitieren: immerhin zu Israel haben alle in Deutschland bereits eine Meinung. Die Meinungsmechanik ist allerdings in vielen Bereichen gut geölt. Ist es die Aufgabe der Literatur, sie zu unterbrechen? Es ist ja eigentlich nicht ihr Auftrag, Sachlichkeit herzustellen, aber sehr wohl ein sinnliches Verständnis von Zusammenhängen zu bieten, die wir gerne unterschlagen, weil sie manchmal unangenehm sind. In der Literatur geht es um Verhältnismäßigkeit, um Maß und Maßlosigkeit gleichermaßen, Zusammenhang und Brüchigkeit gleichermaßen. Und darum, Ambivalenzen freizulegen, die sich nicht sofort instrumentalisieren lassen, vielleicht auch darum, uns aus einer falschen Immunität rauszuführen. Im Moment, und da komme ich leider zu meinem Anfang zurück, bin ich ratloser denn je, wie man das im Sinne eines guten Miteinanders, eines Überlebens dieser oder auch nur einer Gesellschaft umsetzen kann.

Ja, manchmal erwächst in mir der Eindruck, als wäre Schreiben eine Fähigkeit geworden wie Gerüche durchs Telefon wahrzunehmen. Das ist das besondere Talent der traurigen Hauptfigur in „Ansichten eines Clowns“. Nun wird dieser Roman dramaturgisch von Telefongesprächen bestimmt, umgeben von viel Katholizismus, der um diese Gespräche sozusagen herumschlingert und nur mühsam die ideologische

Bruchlandung der Figuren im Nationalsozialismus verdecken kann. Hilft ihm diese besondere olfaktorische Fähigkeit bei der Entlarvung? Oder bringt sie ihn nur tiefer in die Bredouille? Das bleibt unentschieden. Vielleicht ist es weniger dieses Talent, das unser Interesse verdient, sondern ein anderes, quasi Nebentalent der Hauptfigur. Wir haben es in Heinrich Bölls Werk immer wieder mit Figuren zu tun, die Unrecht haben. Und das ist etwas absolut Unzeitgemäßes. Vielleicht müssen auch wir wieder lernen, es mit Figuren auszuhalten, die Unrecht haben, nicht um ihnen beizupflichten, sondern um die eigenen Irrläufe besser zu verstehen.

Und insofern könnte man daraus weiter schließen, dass die beste Fähigkeit von Schriftstellern die geschickte Verknüpfung von Unfähigkeiten sein könnte: Der Ahnung, stets die schlechteste Autorin werden zu können, mit der Tatsache, die schlechteste Anwältin zu sein, und der verzweifelten Gewissheit, sowieso die schlechteste Ökonomin, denn das sind wir wohl. An ihrer Art der Verknüpfung ließe sich dann vermutlich auch die Hoffnung der Leserschaft ablesen. Und sie haben genauso eine Hoffnung wie auch die Literatur ein Versprechen ist. Allerdings eines, das unausgesprochen bleiben muss, damit die Sprache ihren Weg findet. Heinrich Bölls Sprache fand viele Wege, und dass mein Name nun durch diesen Preis mit dem seinigen verbunden wird, ist mir eine große Ehre.

Ich bedanke mich insofern bei der Jury für die Zuerkennung des Heinrich-Böll-Preises, bei Heinrich Böll für sein Werk und sein Engagement und bei Ihnen fürs Zuhören.

© kathrin röggla, 2023